

Der Satellit
erscheint Montag,
Mittwoch und
Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kron-
städter Zeitung kostet
halbjährig 5 fl. mit
Post 6, ins Ausland
6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 8.

Mittwoch, den 20. Jänner.

1858.

Nachflänge.

Angeschlagen durch die „Berichtigung“ in No. 1 der
Transilvania.

Motto: Didicisse fideliter artes, emollit
mores nec sinit esse ferus
Ovidius.

I.

Ich saß bei trüber Kerze Schein nach schweren Tages Ringen
Und manche Saiten thäten noch nach im Gemüthe klingen.
Gestalten tauchten wogend auf, zunächst die 7 Weisen. — —
„Sprecht, warum nach Jahrtausenden wir immer noch euch preisen? —
Es ist die schöne Harmonie in eurem Thun und Lehren;
Die thatgeword'ne Wissenschaft die wir in euch verehren;
Ihr sogt sie ein, in Fleisch und Blut habt ihr sie umgewandelt
Und euer Fleisch und Blut hat sich in ihren Geist verwandelt.
Das sei ihr Merkmal; wo's nicht ist, da ist sie nicht lebendig,
Da ist sie täuschend Aushängschild, wo roher Stoff inwendig.
Und sagst du mir auch hochgelehrt, mit aufgeworfner Nase,
Woher der Wind, wohin er muß nach deiner Rechnung, blasen;
Und mögest deine Witt'rungschau du weit und breit versenden
Und dir ein schmeichelnd Prädikat dafür dir lassen spenden:
So lang' du wie ich weiß sie machst und sie dann aus thust fliegen
Mit dem, was meilenweither du vom Freund dir lässest schicken;
War auch der Weg umsonst, den durch die Schule du gegangen
Er war umsonst, die Wissenschaft hat in dir nicht gefangen.“
So dacht' ich. Sieh' da stolpert just zur Thür herein ein Knoten
Er hieß: „Kein specieller Freund des siebenbürger Boten.“ —
Den schickt ein Freund mir zu und schrieb „den Knoten ich dir sende
Die Bildung, die an ihm verfaunt, so du es kannst vollende.
Mach's wie dein Großvater gethan, der griff zuerst zum Beile,
Am Knoten, sprach er, ist's umsonst greiffst du zuerst zur Feile;
In beide Hände erst das Beil und mit dem Beil erst haue
Ihn eben, mit dem Hobel drauf gleich' aus, was bleibt, das Rauhe,
Nun glatte mit der Polittur das Flader bunt und scheckig,
So ist er, Knoten immer zwar, doch außen nicht mehr eckig.“ —
So schrieb der Freund. „Sieh' ihn dir an.“ — „Wer steckt doch in dem
Knoten?“

Dacht' ich, „kein specieller Freund vom siebenbürger Boten!“
Ich sah ihn an, da fiel mir ein, das sind bekannte Büge
Und an der Feder kannt ich gleich den Vogel zur Genüge.
Das Sprichwort wies darauf mich hin, die Lehr' ist klar und simpel,
Und pfeift er noch wie der, weis ich bestimmt das ist der Simpel.

Freiherr v. Bruck und Oesterreichs Finanzen.

Wirtschaftliche und finanzielle Fragen sind während der
letzten Jahre der Schwerpunkt des modernen Staatslebens gewor-
den. In keinem Staate aber ist dies im Verlaufe eines halben
Jahrzehnds so erschütlich hervorgetreten wie in Oesterreich, das so-
viel auf allen Gebieten nachzuholen hatte. Die Bewegungen der
letzten vierziger Jahre hatten eine Menge von Schäden aufgedeckt,
die unter der gemüthlich-väterlichen Regierung früherer Zeit nicht
immer gefühlt wurden. Ein vegetirendes, durch Prohibition aus
dem Conner mit dem übrigen Europa gebrachtes Land ward sich
plötzlich klar, daß seine Existenz auf neuen Grundlagen errichtet
werden mußte. Das ehemalige System der Einengung, der Furcht
vor der Thätigkeit der Nationen, hatte die Lebensadern des gei-
stigen und materiellen Verkehrs unterbunden. Die frischpulsirende
Kraft, aus der ungehinderten Arbeitsthatigkeit des Einzelnen ent-
springend, mußte wieder gewonnen werden. Der Wohlstand, lange
genug krüppelhaft und zum Theil in trostloser, rohester Natural-
wirtschaft hingehalten, mußte angebahnt werden. Mit Einem
Wort, es mußten die Schleusen geöffnet werden, durch die an
die Stelle eines bloß genießenden Wohlbefindens vermehrte Ar-
beitsthatigkeit, Unternehmungsgeist und endlich Kapitalbildung tre-
ten konnten. Zwei schwere innere Kriege hatten überdies den
Staat an einer Stelle getroffen, wo er bei seiner eigenthümlichen
Configuration am empfindlichsten zu treffen war. Sie hatten sein
Budget auf eine Bahn gebracht, die ins Verderben führte und
durchaus verlassen werden mußte.

Oesterreichs Zustand nach 1849 wies mit Nothwendigkeit
auf die tiefgreifendsten Reformen hin. Seine politische, seine ju-
ristische, seine wirtschaftliche Gestaltung mußten der vollstän-
digen Umformung unterzogen werden. Aber wie leicht man auch
die politische Concentration und gleiche Gesetzgebung anbahnte und
größtentheils durchführte, der Schwerpunkt und der schwierige
Punkt des neuen Lebens lag immer in den wirtschaftlichen und
finanziellen Verhältnissen. Wenn man die feudalen Institutionen
die der Geldwirtschaft direkt entgegenstanden, wenn man die Ro-
bot aufhob und die Grundbesitzer mit einer Rente entschädigte,
wenn die Immunitäten eines ganzen Königreichs fallen mußten
und man dafür das Land in besondere Verwaltungsbezirke theilte,
um die einzelnen Theile enger an den Grundstock der Monarchie

zu knüpfen: so brachte dies eine Umwälzung in der gesammten Wirtschaft der österreichischen Völker hervor, die sowohl dem Staate neue Opfer auferlegte, als auch für die Einzelnen sehr einschneidende Veränderungen mit sich führte. So reich die Monarchie an Ueberschüssen ist, so arm war sie an flüssigen Kapitalien. Es war nichts Geringes, den frohneleistenden Bauer plötzlich zum eigenen Herrn zu machen und den Grundbesitzer, der in einzelnen Kronländern während der Zeit der Robot und der Naturalleistung buchstäblich im Ueberfluß von Produkten schwamm, aber oft nicht über 100 fl. gebot, auf die Bezahlung der Gespanne und der Tagelöhner anzuweisen. Der Bruch mit den mittelalterlichen Verhältnissen war unvermeidlich, aber er war, wie alles Gute, das zu lange aufgeschoben wird, von schweren Uebelständen und Opfern begleitet. Der wichtigste Stand eines auf den breiten Grundsäulen des Ackerbaus beruhenden Staats fand sich in seiner neuen Stellung nicht sogleich zurecht. Der Geldwirthschaft überliefert, drückten ihn die Verhältnisse mehr als sie ihn in die Höhe hoben. Der Handelsstand fand mit dem Aufhören der Zollschranken zwischen den deutsch-slawischen Provinzen und Ungarn sein Absatzterrain erweitert, aber die Unwüchsigkeit, in der größtentheils noch die Kommunikationen sich befanden, konnten ihm keinen bedeutenden Markt sichern. Außer der praktikablen Wasserstraße führte nur eine unvollendete Eisenbahn in das Innere von Ungarn, wie eine zweite nach dem Norden des Reichs und eine dritte in die nächstgelegenen südlichen Provinzen. Ueberall waren die Anfänge und der gute Wille sichtbar; die Ausführung fehlte. Ganz denselben Anblick zeigte das Gewerbswesen und meist auch die große Industrie. Egherzigkeit und Furcht vor der Erstarkung des Bürgerthums hatten eine Politik dictirt, welche die Institution der Innungen und Zünfte zum Schaden (?) der Consumenten und der Staatseinnahmen aufrecht erhielt. Eine scharfe Trennung der verwandtesten Gewerbe hatte zu theilweiser Verkünderung geführt, die Kostspieligkeit und Unreife im Gesolge führte. Konnte es doch noch vor einigen Jahren zu dem berühmten Streit zwischen den Wiener Mandoletti- und Zuckerbäckern über den Umfang ihrer Berechtigungen, Zucker- und Mandelwaare zu backen, kommen! Die große Industrie befand sich in etwas besserer Lage. Ihr war nothgedrungen freiere Bewegung gestattet; aber da sie durch Prohibitivzölle vom Verkehr mit dem Auslande abgesperrt blieb, entwickelte sie sich äußerst langsam und erreichte nur in den Branchen einige Ausbildung, in welchen ihr das Rohmaterial in ausreichendem Maße und in guter Qualität zugebote stand. Das war namentlich der Fall in der Wollwarenindustrie. Ueberdies unterstützte die Prohibition den Schmuggel in einer kaum glaublichen Weise.

Unter solchen Verhältnissen konnte der Kredit sich nicht entwickeln. Die Häuser in Wien, die ihn bei der Nationalbank in hohem Grade in Anspruch nahmen, benutzten ihn, um ihre Börsenoperationen in größerer Extension zur Ausführung bringen zu können. Wien war, ähnlich Frankfurt, der Sitz eines umfassenden Geldgeschäfts; die Transaktionen hatten aber weder den Umfang noch die Solidität derjenigen in Frankfurt. Zahlreiche Anleihen, die große Masse von Lotterien, zu denen Staat und Private — Obelleute und Aktiengesellschaften — gegriffen, waren ein

Herd für das Geldgeschäft geworden, das freilich eine Reihe der bedeutendsten Bankiers und Finanzcapacitäten erzeugte. Großartige Bankhäuser jedoch, die ihre Mittel weitreichenden Unternehmungen zur Disposition gestellt hätten, waren nur sehr wenige vorhanden. Die Nordbahn verdankt dem verstorbenen Rothschild, die Donaudampfschiffahrt aber dem Grafen Széchenyi ihre Entstehung. Wohl waren und sind noch heute die meisten Wiener Bankiers Besitzer von Spinnereien, Zuckerraffinerien u. s. w.; aber ihr Bestreben war gleichzeitig dahin gerichtet, Grundbesitzer zu sein, und sie sind es oft im ausgedehntesten Maße. Dies entzog jedoch ihren Fabriken die Geldmittel, die im günstigsten Fall durch Börsengeschäfte aufgebracht werden mußten.

Und doch war Oesterreich das Land, wo Fabrication, Gewerbe und Commercium und damit auch der Kredit auf eine hohe Stufe der Ausbildung gebracht werden konnten. Wie viele Fremde — Deutsche, Belgier, Franzosen, Engländer — waren eingewandert und hatten den Beweis geliefert, daß mit Intelligenz und Kapital sich in kurzer Zeit ein Vermögen erwerben ließ. Brünn ist beinahe eine Stadt der Fremden, in Wien zählen viele der angesehensten Firmen zu den vom Auslande gekommenen, und Triest hat unter seinen bedeutendsten Kaufleuten viele, die nicht in Oesterreich geboren sind. Das commercielle Leben pulsrte auch oft ganz kräftig und führte manches Gute herbei. Neben der Nationalbank war nach langen Bemühungen, denen an entscheidender Stelle anfänglich große Bedenken entgegenstanden, eine zweite Bank, die der Escomptegesellschaft, entstanden, die zwar keine Zettel ausgab, aber bald vom größten Nutzen sein sollte. Immer noch fehlte indeß die rechte Kraft; denn der Verkehr sah sich an allen Ecken unterbunden, und ein verderblicher Schlendrian übte große Gewalt über die Verkehrstreibenden. Die Elemente für den Aufschwung jeglicher Branche des wirthschaftlichen Lebens waren zwar überall vorhanden; aber es kam darauf an, die Keime der Entwicklung entgegenzuführen.

Das war in allgemeinen Umrissen der Zustand, in dem sich die österreichischen Landestheile nach der Revolution und den Kämpfen mit den Insurgenten befanden. Es war nicht genug, daß man die Uebel, die nur zu deutlich zutage lagen, sah und erkannte, man mußte ihnen auch gründliche Abhülfe zutheil werden lassen. Um diese schwierige und ernste Aufgabe zu lösen, erschien in dem ganzen großen Reiche kein Mann mehr geeignet als der damalige Direktor des Triester Lloyd — der Mann, dessen Wirken wir im folgenden Blatt in kurzen Umrissen zeichnen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Attentat auf Kaiser Napoleon III.

Wir haben heute von dem letzten Mordversuche auf Sr. Majestät den Kaiser der Franzosen in unserer Zeitung Meldung gemacht. Der „Lloyd“ schreibt über diese Begebenheit das Folgende: Pianori hat einen Nachfolger gefunden. Die Vorsehung, die über dem Kaiser der Franzosen waltete und wacht, ist dieselbe geblieben, wie bei dem Attentate vom letzten April 1855: das Verbrechen selber aber scheint am 14. Jänner 1858 größere Dimensionen

angene
seinem
entgege
borgen,
von der
poleons
Höllenn
im letzte
oder w
lippe be
feuerte.
Fanatike
rigen M
Ges, vie
Parteien
W
durchlö
und der
sicht und
wendiger
keine zw
die Hau
scheint g
schossen
abgewan
bilität de
stigt ist,
die älteste
sechzehn
terungen
M
des Rege
Gefahren
nach dem
würden,
Laufbahn
chem Sch
rungen, u
Zweiges
abzuschne
poleon de
Offenbar
dem Hau
licher ist
faner unt
um den S
Dezember
jede dieser
Marschall
auszuübe
ausschließ
Kaiser ein
Wa
diesen Ma

angenommen zu haben, obschon dem Urheber der Muth dazu fehlte, seinem auserlesenen Opfer persönlich mit der Pistole in der Hand entgegenzutreten; und er, selber in sicher geglaubtem Verstecke verborgen, sein Mordinstrument spielen ließ. Unsere Mittheilung, die von der Beschädigung mehrerer Personen, von Einer durch Napoleons Hut getragenen Kugel spricht, läßt auf eine Art von Höllemaschinen schließen, ähnlich derjenigen, welche die Royalisten im letzten Monate des Jahres 1800 gegen den ersten Consul, oder welche vierthhalb Decennien später Fieschi gegen Louis Philippe bei Gelegenheit der großen Revue auf den Boulevards abfeuerte. Kein Zweifel also, wir haben es mit einem politischen Fanatiker, zu thun: und der Gedanke, in welcher Hand am gestrigen Abende die Geschicke des Kaisers, seines Hauses, seines Reiches, vielleicht Europa's geruht, ist wohl geeignet, Männer aller Parteien zu ernstern Betrachtungen anzuregen.

Wie nun, wenn jener Schuß, der den Hut des Kaisers durchlöchert, sein Herz getroffen? Freilich es ist ein Erbe da; und der Vater hat gleich nach dessen Geburt, mit gewohnter Umsicht und Energie, die für die Einsetzung einer Regentschaft nothwendigen Anordnungen getroffen. Doch dieser Erbe zählt noch keine zwei Jahre: und die Kaiserin, der in dem Regentschaftsrathe die Hauptrolle zugewiesen ist, saß an der Seite ihres Gemahles, scheint gleich ihm nur durch ein Wunder den tobbringenden Geschossen entgangen zu sein. Und wenn auch dies zweite Unheil abgewandt blieb: kann man glauben, daß die Ruhe, daß die Stabilität der jungen Dynastie in Frankreich schon hinlänglich befestigt ist, um ein, selbst in den friedlichsten Zeitläuften, selbst für die älteste Monarchie immer verhängnißvolles Interregnum volle sechzehn oder achtzehn Jahre lang ohne die lebhaftesten Erschütterungen zu ertragen?

Man darf sich nur der Debatten erinnern, die dem Erlasse des Regentschaftsgesetzes vorhergingen, um den vollen Umfang der Gefahren zu ermessen, welche die Krone des jungen Napoleoniden, nach dem eigenen kompetenten Urtheile seines Vaters, bedrohen würden, wenn der gegenwärtige Herrscher zu frühzeitig aus seiner Laufbahn abberufen werden sollte. Mit welchem Ernste, mit welchem Scharfsinne traf Napoleon III. damals nicht seine Vorkehrungen, um alle etwaigen ehrgeizigen Bestrebungen eines jüngeren Zweiges seiner Familie für einen solchen Fall von vorne herein abzuschneiden: wie wenig verhehlten Jerome und der Prinz Napoleon den Mismuth, den die Vorsichtsmaßregeln ihnen einflößten. Offenbar indeß sind das nur die leichtesten Wölkchen, die sich über dem Haupte des Thronfolgers zusammenziehen würden. Bedenklicher ist es, daß außerdem Bourbonen und Orleanisten, Republikaner und Socialisten die Gelegenheit sofort ergreifen würden, um den Kampf mit dem Erben der Februarrevolution und des Dezemberstaatsstreiches wieder zu eröffnen; am bedenklichsten, daß jede dieser Fraktionen sicher sein könnte, vermittelst frondirender Marschälle oder verbannter Generale einen Einfluß auf die Armee auszuüben, auf deren Einigkeit, auf deren unbedingten Gehorsam ausschließlich die Hoffnung des minorennen Fürsten und der vom Kaiser eingesetzten Regentschaft beruhen würde.

Was hätte die Kaiserin, was hätten die Mitverwandten all diesen Machinationen, all diesen geheimen und offenen Feinden,

von denen sie umlagert werden, entgegenzusetzen gehabt, wenn Napoleon III. gestern sein Verhängniß erlitt? Ein Stück Papier . . . das Regentschaftsgesetz . . . eine Art politischen Testaments. Aber Welch ein kleiner Straßenkrawall genügte 1848, ein Regentschaftsgesetz in Feszen zu reißen, welches nicht einseitig aus dem Cabinet Louis Philippe's erlassen, sondern von den Vertretern der Nation berathen und sanctionirt, von einer freien Presse discutirt worden war! Und als Louis XIV., als der Mann mit dem Wahlsprüche „der Staat, das bin ich“ die Augen geschlossen: wer fragte da auch nur einen Augenblick nach den Verordnungen, die er über die Verwaltung des Reiches während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers hinterlassen? Und wenn das an dem alten Baume der Bourbonendynastie geschah, was stand dann für den jungen Stamm der Napoleoniden zu erwarten, der kaum erst Wurzeln geschlagen?

Marschall Radetzky's letzte Augenblicke.

Mailand, 11. Januar.

In der ungefähr zwanzig Minuten vom Centrum der Stadt entfernten Villa Reale, wo Marschall Graf Radetzky nach eigener Wahl der ihm von Seiner Majestät angebotenen kaiserlichen Lustschlösser die letzten Monate seines thatenvollen Lebens, allgemein hochverehrt und geliebt, zugebracht hat, liegt die einbalsamirte Leiche des hohen Verstorbenen.

Die letzte Krankheit des Feldmarschalls begann am 20. Dezember v. J., schien aber so vorübergehend, daß derselbe am 26. die gewöhnliche Mittagsspazierfahrt unternommen haben würde, wenn nicht das Eintreten eines dichten Nebels es gehindert hätte. Am nächsten Morgen gesellte sich zu einem starken Husten eine Verdauungsstörung. Hiezu kamen am 29. Abends Fieberanfalle und noch in derselben Nacht eine so auffallende Kräfteabnahme, daß Stabsarzt Dr. Wurjian am andern Morgen den Eintritt einer ernstern Gefahr erkennend, die Zusammenberufung eines Consiliums veranlaßte. Von diesem Augenblicke an schwanden die Kräfte in erschreckender Weise und höchst beunruhigende Symptome der Gehörabnahme, des Schwächerwerdens der Stimme, Athemverkürzungen und längere dumpfe Betäubung traten ein. Am 31. Dezember verrichtete der hohe Kranke mit großer Anstrengung die Beichte, empfing das heilige Abendmahl und am 2. Jänner d. J. die letzte Delung, wobei er durch das Kreuzmachen während der heiligen Handlung den Beweis gab, daß er noch das Bewußtsein besitze. Im Laufe dieses Tages mehrten sich die lichten Augenblicke und eine kleine Kräftezunahme schien bemerkbar. Am Morgen des 3. Jänner zeigte sich eine auffallende Unruhe, mit dem äußersten Kräfteaufwande unternommene, meist erfolglose Versuche zu sprechen. Er hatte auf der einen Seite die Hand seines Sohnes, des Grafen Theodor, auf der andern jene des Generalmajors Eduard v. Staeger erfaßt, letzterer hielt sein Ohr dicht an den Mund des hohen Sterbenden, konnte aber nur folgende Aeußerungen verstehen: „Meinen Leuten einen Lohn! — Ich danke Euch! — Lebt wohl! — Laßt mich ruhig sterben!“ — Dies waren die letzten vernehmbarern Worte des Feldmar-

schalls. Bei zunehmender Betäubung und häufigeren Erstickungsanfällen hielt der kurze Athem noch bis 8 Uhr Morgens des 5. Jänner an um welche Zeit er ohne während des letzten Kampfes sichtbare körperliche Schmerzen verschied.

Die Leiche ist in einem obern Saale der Villa Reale, in der Marschalls-Uniform, auf einer erhabenen, schwarz bekleideten Estrade aufgestellt. Die Brust ist mit den Sternen der Großkreuze des österreichischen Maria Theresien-Ordens, dann der österreichischen Großkreuze, des kaiserlich-russischen St. Georgs-Ordens, ferner mit dem Militärverdienst-, dem Armeekreuz und dem goldenen Dienstzeichen der zurückgelegten 50jährigen Dienstzeit geschmückt. Die einbalsamirte Leiche ruht auf einem schwarzsammetenen, mit goldenen Franzen besetzten Polster. An jeder Ecke des Postaments steht ein geharnischter Ritter. Zu beiden Seiten sind die 38 Orden des hohen Verstorbenen auf schwarzsammetenen Kissen aufgelegt und zwar rechts vom Kopfe die k. k. österreichischen, links die kaiserlich-russischen Orden, von ersteren fielen besonders auf das Großkreuz des kaiserlichen Maria Theresien-Ordens, das goldene Vlies, die Großkreuze des St. Stefans-, des österreichischen Leopold-Ordens und der eisernen Krone, von letzteren das Ritterkreuz erster Klasse des St. Georgs-Ordens, wovon er der einzige noch lebende Besitzer war. Die übrigen vier Kissen zeigen die anderen außer-österreichischen Orden. Zu den Füßen ist der kleine Stock, welchen er als Marschall getragen hat, dann sein Säbel, Klinge und Scheide gekreuzt, dazwischen die goldene Feldbinde, darüber der Hut placirt. Rechts hievon sieht man den russischen, reich mit Brillanten besetzten, theilweise blau emailirten Marschallsstab, links den kunstreich verzierten ihm von der k. k. Armee verehrten.

Sechs große Kandelaber stehen zunächst dem Paradebett, zwei andere und mehrere Lampen über der Estrade und an den schwarz bekleideten Wänden geben dem Todtengemache ein düsteres Licht. Zwischen den schwarzen, goldbesetzten Draperien sind Rüstungsstücke und die Familienwappen-Abbildungen befestigt. Aber nicht bloß Waffen alter Zeit, geharnischte Ritter und zur bloßen Zier gewordene Rüstungsstücke erfüllen den Saal, sondern auch lebende Krieger umgeben seine Leiche, zieren die Zu- und Ausgänge des Todtensaales, wo die irdischen Reste des europäischen Helden ruhen. Die Treppen und Korridore sind mit dekorirten Soldaten besetzt; zu beiden Seiten des Paradebettes stehen 6 Unteroffiziere mit Medaillen der Tapferkeit und den Zeichen langer, guter Dienstzeit geziert, zwischen ihnen ebensoviele meist reich dekorirte Offiziere, und zwar je einer von allen Waffengattungen der Land- und Seemacht sich wechselweise ablösend. Zu Füßen der hohen Leiche steht rechts Oberst Baron Alexander Koller, Kommandant des Graf Radetzky Husaren-Regiments Nr. 5, links der Flügel-Adjutant Alexander Karst v. Karstenwerth. Diese werden durch eigens aus ihren Stationen in Böhmen hieher gekommene Husaren-Offiziere und durch Flügel-Adjutanten des hohen Verstorbenen stundenweise abgelöst.

Eine Infanterie-Kompagnie hält Wache beim verstorbenen Marschall. Sie steht mit der Fahne von dem rechten Flügel in voller Kriegsausrüstung im innern Hofraum. Die schnurgeraden Linien der dreigliedrigen Reihen, die unbewegliche Haltung bei einer Kälte von 13 Graden, die tüchtigen Waffen in der geübten Hand sind hier nicht bloß äußerer militärischer Prunk der im Frieden wohlgeübten Truppe, nicht nur Versprechungen der Brauchbarkeit im Falle des Bedarfs; es sind auch Erinnerungen an eine ehrenvolle Vergangenheit auf den Kampfplätzen des lombardisch-venetianischen Königreichs, wo dieses Regiment nach dem ihm aufgezwungenen widerstandslosen Abzug aus Venedig seine Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit so glänzend bewährte. Die erste Kompagnie, welche beim todtten Feldmarschall Ehrenwache hält, ist nämlich vom Infanterie-Regimente Graf Anton Kinsky Nr. 47.

Es ist 9 Uhr Vormittags; die Palaiswache tritt in Gewehr, die Ehrenkompagnie präsentirt, die Trommeln wirbeln, die Fahne senkt sich. Der FML. Graf Gyulai, der Kommandant der 2. Armee, kommt nun an der Spitze der hohen Generalität in Begleitung zahlreicher Offiziere aller Waffen aus allen Theilen des Kaiserstaates der Leiche des verstorbenen Marschalls den letzten Ehrenbesuch abzustatten. Nachdem der Todtensaal bereits durch einen Theil der versammelten Offiziere gefüllt war, wurden vom qua-Feldsuperior der lombardisch-venetianischen Armee unter Assistenz von 3 Militär-Kaplänen die Requien gelesen; dann schritten die sämtlichen Offiziere und die von der ganzen zweiten Armee angelangten Deputirten der dekorirten Mannschaft während die hohe Generalität im Saale blieb, an dem verbliebenen Marschall in enggeschlossener Reihenfolge vorüber. Die feierliche Stille der unter seinem Oberbefehl im Kriegsdienste sergrauten Generale und herangebildeten Offiziere wurde nur durch das zufällige Geklirre der Waffen der traurig durch den Saal schreitenden Veteranen zeitweilig unterbrochen. Dies währte wegen der großen Zahl der Anwesenden eine volle halbe Stunde.

War auch ein Versuch, die theuern Züge des hohen Verstorbenen noch einmal zu sehen wegen der Erhöhung der Estrade bei der geringen Geräumigkeit des Saales ein erfolglos, so bedurfte es doch dessen nicht, um Jedem, der den Marschall in seinem Leben nur einmal gesehen hatte, den freundlichen Zug um Augen und Mund in lebhafter Erinnerung zurückzurufen. Hatte er doch für Jedem ein freundliches Wort, eine gütige Erinnerung ein befriedigendes Versprechen gehabt, das er doch, wo er konnte, freigebig aus eigenen Mitteln, entließ Niemanden hoffnungslos und ungetröstet. Der herzliche Händedruck, mit welchem er den Abschiednehmenden gewöhnlich bis zur Thüre seines Kabinetts begleitete, muß Jedem stets unvergesslich bleiben, der das Glück hatte, dem Marschall vorgestellt zu werden. Niemand versäumte dies, dem sich hiezu die Gelegenheit bot. Alle drängten sich aus Nah und Fern zum Heldengreife; die Monarchen Europas bewiesen ihm ihre Hochachtung durch Orden, Ehrenwaffen und Auszeichnungen.

Nachdem FML. Graf Gyulai mit den Offizieren den Todtensaal verlassen hatte, drängte sich eine wegen der frühen Tagesstunde und ungewöhnlichen Kälte kleine Zahl von Männern, meist aus der arbeitenden Klasse Mailands, in den Paradesaal um den hohen Todten noch einmal zu sehen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlaag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.